

Das Herz : ein Märchen für Grosse

Autor(en): **A.L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **43 (1939-1940)**

Heft 19

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671468>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

uns Menschen so deutlich zum Bewußtsein, daß man erschrecken und verzweifeln könnte, wenn man nicht die eine Gewißheit hätte: Deine hellen, klaren, strahlenden Kinderaugen, meine liebe kleine Stiina, sie sagen mir, daß der Mensch im Menschen noch lebt und daß dieser Blick einmal

Wahrheit und Gewißheit wird. Dann haben wir den Frieden auf Erden, dann leuchten unsere Augen den Menschen zum Wohlgefallen!

Komm bald wieder, Stiina, denn dann weiß ich, wofür wir leben und kämpfen.

Friedrich Ege.

Das Herz.

Ein Märchen für Große.

Es war einmal ein kleiner Bub, der war sehr wild und trotzig. Seine Mutter hatte viel Kummer mit ihm und hatte große Mühe, ihm zu helfen und ihn zu einem guten Kind zu erziehen. Aber was immer sie auch versuchte, es wollte nichts nützen. Je älter der Junge wurde, um so schlimmer wurde er.

Eines Tages, als er wieder einmal besonders böß gewesen war, kam die Mutter des Abends noch einmal an sein Bett, und während ihr die Tränen aus den Augen tropften, fragte sie: „Warum bist du so böß? Bist du denn nicht auch mein Kind?“ Der Bub antwortete nicht und sah seine Mutter nur an. Er sah, daß sie weinte und wußte, daß ihre Tränen seinetwegen flossen, aber es rührte ihn nicht. „Junge“, fing die Mutter noch einmal an, „hast du denn gar kein Herz?“ — „Doch“, sagte der Junge, „ich habe ein Herz, genau so wie du und die anderen Menschen.“ Da legte die Mutter ihre Hand auf die Stelle, wo des Menschen Herz ist, und sie hörte, wie es auch in ihrem Buben schlug. Aber nicht mehr leicht und froh wie früher, als er ganz klein gewesen war, sondern es klang, als wenn ein silbernes Hämmerlein gegen eine dicke, dicke Wand schlug. Dumpf und schwer klangen die Schläge, und man mußte sehr genau hinhören, wenn man sie noch merken wollte. Da wußte die Mutter, daß die Wand um das Herz ihres Buben immer härter und stärker geworden war und das kleine, silberne Hämmerchen darin kaum noch Platz hatte. „Armes Kind“, sagte die Mutter, „du bist nun groß, fast ein Mann. Bald wirst du von mir gehen, und kein anderer wird da sein, um auf dein Herz aufzupassen als du selbst. Wo immer du sein magst, mein Kind, achte auf dein Herz!“

Wenig später starb die gute Mutter. Der Junge aber zog in die Stadt. Er arbeitete und verdiente, wurde älter und größer, aber noch immer nicht besser. Als er nun ein Mann geworden war, bekam er so viel Geld, daß Tausende von

armen Menschen davon hätten leben können. Alles, was er anfaßte, brachte ihm Geld ein. Es kam auf ihn zu wie ein großer goldener Strom, ohne Unterlaß, so daß man darin fast zu ertrinken glaubte. Aber er ertrank nicht. Er schwamm oben auf dem goldenen Strom, seine Hände faßten hinein, und gefüllt mit blanken Goldstücken zog er sie wieder heraus. Nun konnte er sich alles kaufen, was er begehrte. Er kaufte sich ein Haus mit einem riesengroßen Park rings herum; er kaufte sich Autos und Pferde, teures Porzellan und wunderbare Bilder, fremdländische Teppiche, Schmuck und Edelsteine, ja sogar eine Frau. Aber niemals gab er ein einziges seiner vielen Goldstücke den Armen. Im Gegenteil, wenn ein Bettler ihn um ein Almosen bat, schmähte er ihn mit harten Worten, die Unglücklichen aber verspottete er. Als seine Frau starb, merkte er es kaum, so wenig hatte er sich um sie gekümmert. Er hatte ja auch Geld genug, um bald wieder eine andere zu finden. Viele Menschen drängten sich um den Mann. Immer war sein Haus voller Gäste, die sich seinen Wein und Braten schmecken ließen, seine teuren Zigarren rauchten und mit ihm Geschäfte machen wollten. Aber keiner von ihnen war ihm ein Freund.

Nun aber geschah es, daß er in einem anderen Hause, in dem er zu Gast war, ein Mädchen traf, das ihn in einer eigenen Weise an einen Menschen erinnerte, den er früher, vor vielen, vielen Jahren einmal gekannt hatte. Aber er wußte und wußte nicht, an wen. Sie war sehr schön, darum mußte er sie auch immer wieder ansehen, aber von einer zarten und sehr sanften Schönheit, die eigentlich gar nicht unter all die Leute paßte, die hier beieinander waren. Nach Tisch, als man herumstand und plauderte, während Diener starken und sehr süßen, schwarzen Kaffee herumreichten, gab es sich, daß er neben sie zu stehen kam und mit ihr zu plaudern anfing. „Wie seltsam das ist“, sagte sie, „Sie haben alles, was es gibt, Reichtum über Reichtum. Nur kein Herz!“ — „Wieso“, sagte der Mann,

etwas verwirrt, denn niemals mehr in all den Jahren seines Aufstiegs hatte ein Mensch so zu ihm gesprochen, und nie mehr seit seiner Mutter Tod hatte er selber an sein Herz gedacht. Und nun wußte er auch, an wen ihn das Mädchen erinnerte. Sie trug die Züge seiner Mutter, nur war sie jung und schön, während seiner Mutter Antlitz faltig und runzlig gewesen war und ihre Augen voller Traurigkeit. Als er an diesem Abend nach Hause kam, war er unruhig, und doch wußte er nicht, warum. Aber am anderen Morgen versank alles wieder, und er ging den alten Weg, er machte Geschäfte und raffte das Geld und hatte keine Zeit, an sein Herz zu denken.

So vergingen wieder Jahre um Jahre. Noch immer war sein Haus voll Menschen und sein Leben voll Lärm und Geschehen. Aber er selber war nicht mehr so jung wie einst. Sein Haar begann grau zu werden, und hier und da kam es ihm vor, als sei er müder als früher. Eines Nachts nun, als er vorzeitig von einem Fest aufgebrochen war, kam er in einer seltsamen Müdigkeit nach Hause. Die Dienerschaft, die ihn noch nicht zurückerwartet hatte, schlief, und sein großes Haus lag in trostlosem Dunkel. Kein Mensch war da, ihn zu empfangen. Ja, nicht einmal sein Hund wollte sich im Schlaf stören lassen und knurrte nur, als er ihn anrief. Da zündete der Mann alle Lichter in seinem Hause an und ging durch alle Zimmer, die hell und strahlend in kalter Schönheit seinen Reichtum widerspiegelten. Aber Licht und Glanz und Kälte wurden so übermächtig, daß er schnell wieder alle Lampen auslöschte und sich im Dunkeln in einen der großen weichen Sessel vorm Kamin warf. Da saß er nun, müde und allein und wußte nichts mit sich anzufangen. Er starrte in die Dunkelheit und horchte in die bleierne Stille, die um ihn war. Aber da es in der Welt keine Dunkelheit gibt, in die der liebe Gott nicht doch — und sei es auch nur mit einem ganz schmalen Lichtstreif — hineinleuchtet, so warf auf einmal der gute Mond einen silbernen Streifen durchs Fenster. Als der Mann auffah, da gewahrte er mitten in der sanften, silbernen Helle des Mondes seine Mutter. Sie stand da und lächelte ihn an, so wie nur Mütter ihre Kinder anlächeln. „Bub“, sagte sie, „hast du dein Herz gehütet?“ — „Nein“, antwortete der Mann rauh, „wie hätte ich dazu Zeit gehabt? Es hätte mich nur in der Arbeit gestört.“ — „Kind“, sagte die Mutter, „dann hast du nie gelebt. Ohne Herz lebt der Mensch ja nicht,“ und sie legte in sanfter Gebärde ihre

leichten Finger auf die Stelle, wo sein Herz war. Aber sie spürte nichts. Kein silbernes Hämmern klopfte mehr gegen die Wand, weder hell noch dumpf; still und tot war's unter ihrer Hand. Da erstarrte ihr Gesicht gleichsam in Traurigkeit, und der Mann sah, wie ihre Tränen gleich Perlen aus ihren Augen rannen, über ihre Hände und die Stelle, wo sein Herz war. Und doch konnten sie es nicht wieder erwecken. Nach einer Weile aber hörte er seine Mutter flüstern: „Sieh, mein Junge, ich will dir mein Herz geben. Einmal sollst du spüren, wie es ist, ein Herz zu haben. Ich gebe es dir für eine Nacht und einen Tag. Länger darf ich es nicht. Dann komme ich wieder, es zurückzuholen.“ Und während sie ihm noch leise über die nun schon grau gewordenen Haare strich, fiel der Mann in einen tiefen und köstlichen Schlaf.

Am anderen Morgen erwachte er mit einem Gefühl, als hätte er das erste Mal im Leben Ferien. Leicht und froh sprang er aus seinem Sessel und sah rings um sich herum die Pracht all der kostbaren Dinge, mit der er sich umgeben hatte. Aber sie gefiel ihm heute nicht, und er hatte gar keine Lust, darin zu bleiben. So ging er denn auf die Terrasse und atmete tief die frische, herbe Morgenluft ein, er sah in der Ferne die noch schneebedeckten Berggipfel leuchten, er sah die weiten Rasenflächen vor seinem Hause, die grün-golden im ersten Strahl der erwachenden Sonne schimmerten. Es schien ihm, als hätte er all das noch nie so gesehen, als hätte die Amsel noch nie so süß gesungen wie heute. Nichts zog ihn wie sonst allmorgendlich zu seiner Arbeit, sondern statt dessen lockte es ihn hinaus in Gottes weite Natur. Und so ging er denn, allein, aufgetan allem Schönen und Guten, das um ihn war. Er sah Dinge und Menschen, die er bisher nie gesehen hatte, er sah Freude und Leid in ihren Gesichtern, sah das Glück und die Trauer. Und alles das nicht nur mit seinen Augen, nein, tief in ihm drinnen spürte er auch, wie etwas schneller oder langsamer schlug, wie es in ihm sang und jubelte oder ihn erfaßte mit Traurigkeit und Mitleiden. Da aber fiel ihm auf einmal das Mädchen ein, das er damals vor Jahren getroffen und ihn an seine Mutter gemahnt hatte. Und seine Sehnsucht nach ihm wurde so groß, daß er zu ihm ging und es bat, mit ihm zu kommen. Das Mädchen aber sah, daß er anders war als damals, als sie ihm das erste Mal begegnet war, und er gefiel ihm so viel besser. Darum ging sie freudig mit ihm durch Gottes schönen

Erdengarten. Als es aber Abend war und sie bei ihm in seinem großen Hause saß, beide noch beglückt und froh des schönen Tages, der hinter ihnen lag, und der Mond in breitem Silberstrom sein Licht in das dunkle Zimmer warf, kam die Mutter, um ihr Herz zurückzuholen. Denn die Zeit war um. „Mutter“, bat der Sohn, „laß mir das Herz. Nie habe ich gewußt, was es heißt, ein Herz haben.“ Aber die Mutter schüttelte nur

traurig den Kopf: „Ich darf es nicht, mein Kind, wollte ich es auch tausendmal tun.“ Und schon streckte sie ihre Hand aus. Da sprang das Mädchen auf: „So will ich ihm mein Herz geben, Mutter, damit er leben kann.“

Von diesem Tage an trug der Mann des Mädchens Herz, und er trug es wie etwas sehr Kostbares. War es doch jetzt beider Herz, das er hüten mußte.

A. L.

Das Dorferlebnis des Soldaten.

„Stadt und Land miteneand,“ hieß das Lösungswort einer kantonalen Ausstellung 1937, die für ein besseres gegenseitiges Verständnis werben wollte. Im allgemeinen ist der Großstädter recht wenig auf dem Laufenden über das Landleben. Man geht wohl etwa aufs Land in die Ferien, wobei allerdings mehr die Gebirgsgegenden in Betracht kommen, und gewinnt da vielleicht einen oberflächlichen Eindruck vom Leben der Landbevölkerung. Die Mobilisation hat nun in unserm Lande auch das gute, daß sie einen wirklichen Kontakt herstellt zwischen Stadt und Land, indem viele Hunderte von Männern für Wochen und Monate in den Dörfern des eigenen Kantons sich aufhalten müssen, und mögen sie nun in Schul-, Gast- oder gar Bauernhäuser einquartiert sein, einen bedeutenden Einblick in das Landleben erhalten. Besonders wenn man als Brücken-, Straßen- oder Befestigungswache installiert ist, ist das der Fall. Man ist dann gleichsam dem Dorforganismus eingegliedert und hat Zeit zur geruhigen Beobachtung aller Vorkommnisse.

Das Dorf, das Bauerndorf ist schon noch eine rechte Heimat, und man begreift es, wenn seine Unfassbarkeiten ein anderes Heimatgefühl erfüllt als den Bewohner der städtischen Häusermassen. Überall guckt die Natur, die Scholle, der der Mensch zu tiefst verbunden ist, wenn er sich's auch oft nicht bewußt ist, in Gestalt von Baumgärten, Äckern, Wasserläufen in die menschliche Siedlung hinein. Malerisch gruppieren sich die behäbigen Häuser um das erhöhte Kirchlein. Auch die entferntern Höfe haben ihr charakteristisches Aussehen. Die Gebäude sind meist der Bodenbeschaffenheit angepaßt und bilden mit ihr eine Einheit. Die alten Lieder kommen einem in den Sinn: „Im schönsten Wiesengrunde...“ „Vom Dörfchen da drüben, vom Turme herab...“

Dem heimeligen Eindruck der dörflichen Siedlung verleiht die umgebende Natur ihr größte-

res und gewichtigeres Relief. Auch im Winter hat sie ihren Reiz. Phantastisch ragen die kahlen Äste der Bäume zum Himmel, vom Flüsschen steigen leichte Nebel gegen die Felder vor, weichen wieder zurück, geheimnisvoll umsäumen die dunkeln Wälder den Horizont. Weit ziehen sich die Felder und Äcker, Wellentälern des Meeres gleich, des Wachstums im Frühling harrend. Der fast todesähnlichen Ruhe, die über allem liegt, kann sich auch der Mensch nicht ganz entziehen. Die Weiträumigkeit der Flächen wirkt entspannend auf den aus den Mauern drängender Enge kommenden Großstädter. Und in gleicher wohlthätiger Weise macht sich der Rhythmus des bäuerlichen Daseins geltend.

Das Frühgeläute um ½6 oder 6 Uhr bedeutet noch immer auch im Winter den Tagesbeginn des Bauern. Das Vieh will besorgt sein, das Fundament des bäuerlichen Besitzes. Hier und dort wird's hell in den Ställen. Neues Futter wird vom Tenn heruntergeschafft, die Tiere gereinigt, ihnen zu trinken gegeben. Muß nicht auf das Feld und den Acker gefahren werden, mit der temposcheuen Kuh oder dem Traktor als Vorspann, so arbeitet das Mannsboll für die Gemeinde im Holze. Wie unterhaltsam ist da das gemeinsame Werken, wie frei atmet die Brust und erlabt sich an dem gerade um diese Zeit so würzigen Dufte der Tannen. Und wenn dann die Kälte doch zugesetzt hat und die Hände steif geworden sind, dann geht man doppelt gern heim in die warme Stube, auf die Ofenbank oder „Ehust“, diesen unvergleichlichen, praktischen und billigen Rheumabertreiber des Bauern. Auch den Tag über kann man ihn etwa da antreffen, zeitunglesend oder besinnliche Gespräche führend, während freilich für seine Gattin, die Mutter und Hausfrau, das Tageswerk auch im Winter kaum viel weniger ausgedehnt ist als im Sommer. Was eine rechte Bauernfrau nicht alles schafft vom Morgen bis zum Abend, wovon manch weich-